Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Ilves, J. M.
Bordertown – Die Abrechnung

Kriminalroman
Aus dem Finnischen von Anke Michler-Janhunen

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4922
978-3-518-46922-4

SV

J. M. Ilves

BORDERTOWN

Die Abrechnung

Kriminalroman

Aus dem Finnischen von
Anke Michler-Janhunen

Suhrkamp

Die finnische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Sorjonen – Loppupeli
bei Gummerus Publishers, Helsinki
Der Verlag dankt FILI – Finnish Literature Exchange
für die Förderung der Übersetzung.

Erste Auflage 2019
suhrkamp taschenbuch 4922
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2019
© J.M. Ilves, Fisher King Ltd & Gummerus Publishers, 2017.
Published by agreement with Gummerus Publishers, Helsinki, Finland,
through Stilton Literary Agency, Finland.
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: Arcangel / David & Myrtille;
FinePic©, München; Getty Images
Umschlaggestaltung: zero-media.net
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46922-4

Die Abrechnung

PROLOG

Ich habe fünf Sekunden Zeit. Gehorche ich nicht, werde ich sterben.

Mit aller Kraft konzentriere ich mich darauf, meine Hand ruhig zu halten, doch es gelingt mir nicht. Zwischen meinen Fingern die Spritze, gefüllt mit einer klaren Flüssigkeit.

Die Zeit scheint stehengeblieben zu sein. Ich lasse meine Hand langsam sinken, bis die Kanüle die makellos glatte Haut in der Armbeuge und die bläulich darunter hervortretende Vene berührt.

Ohne es zu wollen, sehe ich Bilder längst vergangener Tage vor mir: Janina in einem Strampler mit Tiermuster aus dem staatlichen Mutterschaftspaket, Janina im Hochstuhl, über und über mit Spaghettisoße bekleckert, Janina auf ihrem neuen Fahrrad mitten in der Nacht auf dem Parkplatz unseres Mehrfamilienhauses – nichts vermochte sie davon abzubringen, ihr Geburtstagsgeschenk sofort auszuprobieren, sie übte stundenlang und gab erst auf, als es ohne Stützräder klappte. Damals war ich von ihrer Starrköpfigkeit genervt – doch jetzt, in diesem Moment, ist die Erinnerung für mich wertvoller als alles Gold der Welt.

Dann ein Bild aus dem letzten Frühling: Janina als wunderschöne junge Frau beim Abschlussball des Gymnasiums. Zum Festprogramm gehörte auch ein Vater-Tochter-Tanz. Ich war furchtbar nervös, zählte die Schritte und konzentrierte mich darauf, Janinas prachtvolles Festkleid nicht zu

zerknittern. Mein alter Anzug kniff. Erst als ich nach dem Tanz zurück zu meinem Platz auf der Tribüne der Turnhalle ging, spürte ich grenzenlosen Stolz. Ich hatte mir eingebildet, meine Rührung gut verborgen zu haben, doch Pauliina hat mich an sich gedrückt und mir unauffällig ein Papiertaschentuch zugesteckt.

Meine Arbeit hat meiner Familie schon viel Kummer bereitet, aber nichts davon ist mit dieser Situation zu vergleichen. Die Opfer, die meine Familie bisher bringen musste, waren immer symbolisch. Dieses hier ist konkret.

Ich spüre eine Berührung im Nacken. Die Zeit ist abgelaufen. Ich soll meinem eigenen Kind Gift in die Adern spritzen.

1

»Wahnsinn!«, rufe ich laut und feixe dabei wie die Grinsekatze aus *Alice im Wunderland* nach zu exzessivem Opiumgenuss. Was mir nicht mal schwerfällt, da ich weit mehr Champagner getrunken habe, als mir guttut.

»Das ist von uns allen«, sagt Pauliina feierlich.

Am Tisch versammelt sitzen Pauliina, Janina, Lena, Katia, Niko und Taina, und ich bemühe mich, jedes Familienmitglied und jeden Kollegen mit einem tiefen, von Dankbarkeit erfüllten Blick zu bedenken.

»Tausend Dank, ihr seid wunderbar!«

Alle lächeln mich an und gratulieren. Witze machen die Runde. Mit Mühe halte ich die Fassade aufrecht und gebe mich als wortgewandter Gesellschaftsmensch, doch meine Kräfte sind nahezu erschöpft. Meine Mundwinkel verkrampfen, in meinem Kopf dreht sich alles, das Atmen fällt mir immer schwerer.

Seit Stunden stehe ich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Jetzt kann ich nicht mehr. Trotz des Champagners bricht die Angst über mich herein wie eine Welle. In meiner Not greife ich zum Löffel und esse einen Happen von der Torte auf meinem Teller. Natürlich verschlucke ich mich daran, huste, bis mir die Augen tränen.

Als ich schließlich wieder sprechen kann, sage ich so fröhlich wie möglich: »Nun steht schon auf, hier gibt es nichts zu sehen. Nur einen alten Mann, der an einem Stück Kuchen erstickt.«

Pauliina, meine geliebte Frau, mein Schutzengel, erkennt die Verzweiflung in meiner Stimme und ermuntert die Gäste, im Wohnzimmer noch einen Kognak einzunehmen.

Als ich endlich für einen Moment der Schar meiner Gratulanten entkomme, wiege ich die großformatige, mit einem Apfel-Logo verzierte Schachtel in der Hand. Eigentlich brauche ich kein neues Smartphone, und es graut mir schon jetzt vor dem Gedanken, mich an ein neues Betriebssystem gewöhnen zu müssen.

Allerdings hätte es auch schlimmer kommen können. Jemand, der fünfzig wird, bekommt mitunter seltsame, lustig gemeinte Dinge geschenkt – Gehhilfen, Lupen, ein Kilo Schnurrbartfett oder einen Gutschein fürs Tattoo-Studio.

Ich reiße die Verpackungsfolie auf und überlege, wie sich die Schachtel elegant öffnen lässt, ohne sie zu beschädigen. Das Design ist kompakt, nirgendwo ist eine Schlaufe zu erkennen. Meine Brille habe ich mal wieder verlegt, wahrscheinlich ist sie im Keller oder im Auto oder im Kühlschrank – zumindest hatte Pauliina sie einmal dort gefunden und hält mir das bis heute vor.

Entschlossen schüttele ich die Schachtel – vielleicht gibt ja eine Seite nach. Janina, die sich neben mich gesetzt hat, sieht mich schief an und kommentiert meine verzweifelten Öffnungsversuche mit einem aufmunternden »Nur zu, das wird schon, Papa«. Jetzt erst bemerke ich, dass sie mich mit dem Handy filmt. Ich bin absolut nicht in der Stimmung für so was. Und dann fragt sie mich mit einem verschwörerischen Blick zu Katia, ihrer besten Freundin, die zu meiner anderen Seite sitzt, auch noch: »Was genau tust du da eigentlich?«

»Ich versuche, mein Geschenk irgendwie aufzukriegen!«

Gemeinsam erklären mir die beiden *Digital Natives*, dass ein iPhone doch kein Nullachtfünfzehn-Nokia-Handy sei, das man einfach so aus der Verpackung schüttelt und dann ohne Umschweife in Betrieb nimmt. Das Öffnen der Schachtel käme einem Ritual gleich, einer Art Initiationsritus für den Eintritt in die Apple-Gemeinde.

»Auf YouTube gibt es tausende Unboxing-Videos zum stilvollen Öffnen der Verpackung«, erklärt Janina.

»Diese Videos werden auch von Leuten geschaut, die niemals die Kohle hätten, sich so ein Teil zu kaufen«, ergänzt Katia.

Ich schaue die Mädchen verständnislos an: »Unboxing?«

Janina schnappt sich ihr Smartphone vom Tisch und zeigt mir ein Video, in dem ein junger Nerd mit zitternder Stimme das Öffnen einer iPhone-Verpackung kommentiert. Die Folie schneidet er mit einem scharfen Messer auf – es käme ihm niemals in den Sinn, sie einfach aufzureißen –, dann faltet er sie so vorsichtig zur Seite, als wären es die Blütenblätter einer zarten, exotischen Blume. Die ehrfurchtsvolle Stimmung zieht sich durch das gesamte Video. Als Nächstes öffnet er im Zeitlupentempo die Schachtel, legt, begleitet von euphorischen Kommentaren, Anleitung und Zubehörteile nebeneinander auf den Tisch.

»Okay, das reicht«, sage ich, greife zur Schachtel und schüttele sie wie eine Ketchupflasche.

»Du gehst da völlig falsch ran«, versucht Janina noch einmal, mich zu belehren. »Du musst die Packung erst mal von allen Seiten bewundern. Das ist das teuerste Modell auf dem Markt, man muss es entsprechend behandeln.«

»Das Öffnen der Schachtel ist wie eine japanische Teezeremonie«, pflichtet ihr Katia bei. »Man muss die Tasse erst beschnuppern, bevor man den Tee trinkt.«

Jetzt reicht's. »Habt ihr Mädels schon mal was vom Konsumismus gehört und was er für unseren Planeten bedeutet?«

»Nun flipp nicht gleich aus«, sagt Janina beruhigend. »Na klar wissen wir das. Aber man wird doch nur einmal fünfzig.«

»Genau, du bist auf dem halben Weg zur Hundert«, erklärt Katia. »Das ist ein ehrenwertes Alter. Genieß es!«

Ich bin mir nicht sicher, ob die beiden mich auf den Arm nehmen wollen. Die Jugend von heute beherrscht die Regeln der Ironie viel zu gut. Ich lege die Schachtel vor mir auf den Tisch.

»Öffnet ihr das doch für mich. Dann könnt ihr dran schnuppern, so viel ihr wollt.«

Die beiden nehmen sich der Schachtel mit Ausrufen genussvoller Bewunderung an. Wahrscheinlich übertreiben sie das Ganze, um mich zu ärgern. Ich bleibe ungerührt und verkneife mir eine Predigt über die Gefahren hedonistischen Schwelgens.

»Schau doch nur, das Ladekabel«, ruft Katia begeistert.

»Edel«, stimmt Janina ein. »Und hier, der Adapter.«

»Äußerst elegant. Da sind die Kopfhörer.«

»Ah!«

»Oh!«

Und so geht es weiter. Schließlich liegt der Inhalt der Packung auf dem Tisch, und die beiden helfen mir, das Telefon in Betrieb zu nehmen. Janina lädt mir ein paar Apps herun-

ter, ohne die man heute angeblich nicht mehr klarkommt. Zum Test schickt sie mir eine Videonachricht mit der Aufnahme von meinem vergeblichen Versuch, die Packung zu öffnen. Die Stirn zerfurcht, der Hals voller Falten – von Jahr zu Jahr ähnele ich immer mehr einer Urechse.

Das neue Telefon ist riesig. Zwecklos, es in die Hosentasche stecken zu wollen, dafür brauche ich offensichtlich eine Handtasche. Außerdem trage ich die meiste Zeit zusätzlich auch noch mein Diensthandy mit mir herum.

Es ist Zeit, die neue Technik auszuprobieren. »Wie ruft man damit an?«, frage ich.

Die beiden schauen mich an wie einen Alien.

»Kein Mensch ruft heutzutage noch an«, entrüstet sich Janina.

»Heute verschickt man Videos oder Bilder«, pflichtet Katia ihr bei.

Jetzt nehmen sie mich wirklich auf den Arm. Andererseits, überlege ich, habe ich Janina tatsächlich schon ewig nicht mehr ins Telefon sprechen sehen. Die Kommunikation innerhalb unserer Familie beschränkt sich neuerdings fast vollständig auf simsen.

»Wenn es absolut dringend ist«, führt Janina weiter aus, »kann man eine Voicemail schicken.«

Beide wünschen mir noch einmal alles Gute und verabschieden sich dann aus der Küche. Verwirrt bleibe ich zurück. Es ist noch gar nicht so lange her, da prahlte ein Handy-Anbieter in seiner Werbebotschaft damit, dass die Finnen dank der Funktelefone nun mehr miteinander reden könnten. Was wusste der schon?

Ich betrachte erneut das iPhone von der Größe eines

Frühstücksbrettchens und sehne mich nach dem vergangenen Jahrtausend. Damals war vieles klarer, zumindest kam es mir so vor. Die Zeit war nicht ständig knapp bemessen so wie heute, und die Menschen waren nicht uneingeschränkt erreichbar. Zwischen Arbeit und Freizeit gab es eine klare Grenze – zumindest in der Regel.

Es ist verdächtig still. Wahrscheinlich hat Pauliina den Gästen zugeraunt, mir einen Moment Ruhe zu gönnen. Unsere neuen Freunde wundert das nicht mehr, sie haben bereits ein Jahr Zeit gehabt, sich an meine unsoziale Art zu gewöhnen.

Unser erstes Jahr hier in Lappeenranta ist erschreckend schnell vergangen. Wobei mir Jahreszahlen seit der Jahrtausendwende ohnehin nur noch wie bedeutungslose Seriennummern erscheinen. Als ich noch jung war, bedeutete eine Jahreszahl noch etwas. Die zwölf Monate eines Jahres waren gefüllt mit Ereignissen, heute eilen sie vorüber wie ein Video im Schnelldurchlauf.

Im Frühjahr 1994 sind Pauliina und ich zusammengezogen, unsere Liebe loderte wie ein brennendes Ölfeld. Im gleichen Sommer waren wir mit dem alten VW-Bus meiner Eltern und schmalem Budget in Norwegen. Übernachtet haben wir hinten im Bus auf Schaumstoffmatratzen. Die Nächte waren bereits kalt, aber das hat uns nicht gestört, und ein Schlafsack reichte für uns beide. Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie ich irgendwo bei Narvik auf einem Felsen saß und Pauliina beim Blumenpflücken beobachtete. Für einen Moment schien die Zeit stehen geblieben zu sein, und noch heute sehe ich alles deutlich vor mir: ihr glückliches Lächeln, als sie sich zu mir umdrehte, die Grüb-

chen auf den Wangen und die Falten ihrer Bluse. Ich wünsche mir, mich an diesen Moment auch später im Rollstuhl oder Altersheim noch erinnern zu können.

Der Herbst jenes Jahres ist ebenfalls nicht einfach vorübergeeilt. Von unserer kleinen Mietwohnung am Westrand von Helsinki aus unternahmen wir lange Spaziergänge im Keskuspuisto-Park, einem Grüngürtel, der sich quer durch die ganze Stadt zieht. Am Wochenende sind wir mit dem Bus in den Nationalpark Nuuksio gefahren und haben über einem Lagerfeuer Würstchen gegrillt und den Anblick des herrlich gefärbten Laubs genossen.

Natürlich ist mir klar, dass die Zeit heute nicht schneller läuft, die Atomuhr gleichmäßig weitertickt. Es geht vielmehr um mein unvermeidliches Älterwerden. Es gibt nur noch selten atemberaubende Momente, in denen die Zeit stehenzubleiben scheint, und es geschehen kaum noch weltbewegende Dinge, wie etwa eine neue Liebe, die einem die Beine weghaut. Die Zeit zerrinnt zwischen den Fingern, ohne Spuren zu hinterlassen. Der digitale, von Jahr zu Jahr schneller werdende Lebensrhythmus trägt seinen Teil dazu bei. Ich fürchte, Janinas Generation wird die Welt nie so erleben, wie Pauliina und ich das seinerzeit konnten: Als wir jung waren, schien die Zeit endlos und voller Möglichkeiten zu sein, die Wege führten weit über den Horizont hinaus. Natürlich war das eine Illusion, aber das Gefühl war gut und wichtig.

Auch wenn unser erstes Jahr hier wie im Flug vergangen ist, die Entscheidung umzuziehen war richtig. Wären wir in Helsinki geblieben, wäre ich nach wenigen Monaten am Ende gewesen. Alles hatte mit Pauliinas Krebsdiagnose

begonnen. Als ich erfuhr, dass sie an einem Hirntumor litt, wurden meine Panikattacken immer schlimmer. Ich konnte es nicht mehr ertragen, dem Tod im Arbeitsalltag zu begegnen, weil er drohend über meiner eigenen Familie schwebte. Mit jedem Morgen fiel es mir schwerer, mich zum Dienst zu schleppen, und jedes neue Verbrechen ging mir direkt unter die Haut. In diesem Zustand konnte ich Pauliina und Janina nicht so zur Seite stehen, wie ich wollte. Das war die finsterste Zeit meines Lebens.

Erst nach Pauliinas Operation ging es langsam wieder aufwärts, beflügelt von ihrer schrittweisen Genesung und den Umzugsvorbereitungen. Was den Umzug betrifft, habe ich mich nur in einer Hinsicht verkalkuliert: Lappeenranta ist keineswegs so, wie ich mir ein Provinzstädtchen an der russischen Grenze vorgestellt habe. Die dunkle Seite des Menschen ist überall präsent, sie verfolgt mich wie ein Schatten, dem ich nicht entkommen kann. Immerhin kann ich jetzt besser damit umgehen, weil ich meinen Schutzschild gegen die Hoffnungslosigkeit zurückgewonnen habe: ein ruhiges Zuhause.

Doch manchmal traue ich meinem Glück nicht so recht. Mein neu gewonnenes inneres Gleichgewicht fühlt sich zu gut an, um wahr zu sein, und der Unterschied gegenüber der Vergangenheit ist zu groß. An dunklen Tagen, meist nach einer Nacht, in der mich ein ungelöster Fall mal wieder wach gehalten hat, ertappe ich mich dabei, wie ich im Internet Verlaufsprognosen und Rückfallquoten recherchiere. Manchmal scheint es mir fast, als wollte ich unbedingt etwas Schreckliches, Angsteinflößendes finden, mit dem ich mich quälen kann. Als wollte ich mit Macht alles zerstören

und wieder in der Tiefe versinken. Dieses Suhlen im Unglück ist manchmal fast zwanghaft, und mitunter habe ich in diesem Zustand Dinge getan, auf die ich keineswegs stolz bin.

»Geht es wieder?« Pauliina steht in der Tür und sieht mich durchdringend an. Sie fragt mich, worüber ich nachgrübele, ich sähe so ernst aus.

»Ich reflektiere mein Leben«, entgegne ich. »Das ist bei einem runden Geburtstag ja wohl gestattet.«

»Sicher doch. Komm wieder unter Menschen, wenn du damit fertig bist. Die Gäste amüsieren sich, ich habe gerade eine Flasche Calvados geöffnet.«

Pauliina will sich gerade wieder umdrehen, als ich sie zurückhalte. Ich war schroff zu ihr, das war nicht meine Absicht.

»Bitte bleib«, sage ich.

Pauliina hält inne.

Ich stehe auf und gehe zu ihr. »Ich liebe dich«, hauche ich ihr mit belegter Stimme ins Ohr. Im gleichen Moment denke ich an Janina. »Wir haben eine tolle Tochter«. »Hol sie bitte kurz her – nur wir drei, unsere Familie!«

»Geht leider nicht. Die Mädchen sind in die Stadt gegangen.«

»Dann schicken wir ihr eine Voicemail«, entgegne ich, plötzlich voller Begeisterung. »Das bringt Pluspunkte als Hipster-Vater.«

Ich greife nach dem Telefon und wische auf dem Display rum. Es gelingt mir, ohne Lesebrille die richtige Anwendung zu öffnen, doch die Schrift und die Symbole sind furchtbar winzig.

Pauliina steht neben mir. Immerhin lacht sie mich nicht aus, das rechne ich ihr hoch an.

»Kann ich helfen?«

»Ich komme schon klar!«

Doch sie kann nicht an sich halten, nimmt mir das Smartphone aus der Hand und tippt darauf herum.

»Wähle Janina als Empfänger. Dann musst du hier drücken.«

Ich schiebe ihre Hand beiseite. »Weg da.« Dann räuspere ich mich, drücke auf Aufnahme und spreche möglichst ungezwungen wie ein echter Social-Media-Profi: »Meine liebe Janina. Hier sind Papa und Mama. Ich wollte dir nur sagen, dass wir dich sehr, sehr liebhaben. Du bist für uns das Allerwichtigste.« Möglichst routiniert drücke ich auf Senden und schicke die Nachricht in die Welt.

»So! Was sagst du jetzt?«

»Fein gemacht.«

»Dein Mann ist schließlich kein Fossil. Fünfzig ist das neue Vierzig.«

»Offensichtlich.«

Mein Telefon vibriert und gibt einen quäkenden Ton von sich. Fast wäre es mir aus der Hand gefallen. Auf dem Display erscheinen eine Reihe Tränen lachender Smileys und der Text »schickes Video, Paps«. Es dauert einen Moment, bis ich begreife, dass ich statt einer Sprachnachricht ein Video aufgenommen habe, auf dem man sieht, wie ich mit zusammengekniffenen Augen und Zunge im Mundwinkel angestrengt versuche, das Smartphone zu bedienen. Auch die Kameraperspektive von unten auf mein in Falten gelegtes Gesicht ist nicht gerade optimal. Janina wird der Versu-

chung, das Video ins Netz zu stellen, nur schwer widerstehen können.

Einige meiner Gäste rüsten sich zum Aufbruch, es wird höchste Zeit, mich wieder auf meine Pflichten als Gastgeber zu besinnen.

»Bist du bereit?«, fragt mich Pauliina.

Ich schaue sie an und gebe zu, dass ich lieber mit ihr in der Küche bleiben würde.

2

Unerwartet trat die Sonne zwischen den grauen Regenwolken hervor. Den ganzen Nachmittag war der Himmel bedeckt gewesen. Jetzt, kurz vor Sonnenuntergang, klarte das Wetter auf. Die Natur wurde noch einmal lebendig, die Vögel in den Birken am Ufer begannen erneut, fröhlich zu zwitschern.

Im Sonnenlicht zeichneten sich die Zweige der Bäume auf den Wänden des einsamen Sommerhauses ab, das von der Uferböschung halb verdeckt wurde. Die Fenster glühten wie im Feuerschein. Alles wirkte still und verlassen, dann ging die Tür auf und ein Mann mit ergrauten Schläfen trat auf die Veranda. Versunken in den Anblick des in Orange getauchten Horizonts lehnte er sich an das Geländer. Die Wolken wurden von hellvioletten Streifen eingerahmt, die langsam dunkler wurden.

Er seufzte zufrieden. Sein Gesicht strahlte eine innere Ruhe aus. Langsam stieg er die Stufen der Veranda hinab und schlenderte zur Sauna am Seeufer. Er hielt immer wieder inne, um hier und da ein paar Heidelbeeren zu kosten. Bei jedem Aufrichten fasste er sich an den Rücken und stieß ein leises Ächzen aus.

Die Saunatür knarrte, und nur wenig später quoll dicker Rauch aus dem Schornstein. Als der Mann wieder heraustrat, hatte er in jeder Hand einen Eimer. Langsam ging er Richtung See, bis ans Ende des alten, wackligen Stegs. Dort ließ er sich schwerfällig auf die Knie sinken und füllte die